

ANJA BEHN

# **JASMUNDER GEHEIMNISSE**

*Kriminalroman*

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: mauritius images/Marco Ritzki/Alamy

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Lothar Strüh

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2020

ISBN 978-3-7408-0771-9

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Für Volkmar und Oliver

Der Fischstand gegenüber dem Ozeaneum war gut besucht, Richard Gruben hatte den letzten freien Stehtisch unter einem Schirm erwischt. Nach einem ersten lauwarmen Schluck Kaffee spähte er über die Schulter zurück zum Verkaufswagen. Bert Mulsow, in ein dunkles Polizeihemd gekleidet, stand noch wartend in der Schlange. Augenscheinlich zog sich seine Bestellung länger hin. Richard krepelte die Hemdsärmel nach oben und stützte die Ellenbogen auf die Tischplatte. Sein Blick schweifte über den weitläufigen Stralsunder Hafen.

Wie überall in der Innenstadt wimmelte es an diesem späten Nachmittag auch hier von Menschen. Für Anfang Mai war es ungewöhnlich warm, das Thermometer zeigte über zwanzig Grad. Zahlreiche Touristen nutzten das sonnige Wetter, um das Ozeaneum sowie die von der Backsteingotik geprägte Altstadt zu besichtigen. Und für die nächsten Tage versprachen die Meteorologen weiter sommerliche Temperaturen. Angesichts solcher Aussichten dürfte es auf der Insel Rügen ebenfalls zu einem starken Besucherzustrom kommen. Vollgestopfte Straßen und überfüllte Urlaubsorte waren vorprogrammiert. Richard hoffte inständig, dass Jette nicht gescherzt hatte, als sie am Telefon meinte, Hollvitz wäre so abgelegen, dass sich nicht einmal die Zeugen Jehovas dahin verirrtten.

Als Jette ihm von ihrem Auftrag auf Rügen erzählt hatte, war Richard überrascht gewesen. Seit den traumatischen Ereignissen in Gellerhagen vor eineinhalb Jahren hatte sie nicht mehr in ihrem Beruf als Kirchenrestauratorin gearbeitet. Nach ihrem Klinikaufenthalt samt anschließender Reha war sie zwar physisch vollständig genesen, hatte aber noch lange mit den seelischen Folgen zu kämpfen gehabt.

Außerdem war im Dezember Jettes Debütroman erschienen. Neben einem kleinen, regionalen Literaturpreis hatte sie sogar

ein Arbeitsstipendium für ihr aktuelles Manuskript erhalten. Richard war immer in dem Glauben gewesen, dass sich Jette nun ganz dem Schreiben widmen würde. Wobei ihm durchaus bewusst war, dass viele Autoren vom Honorar allein nicht leben konnten und für gewöhnlich einen Erstjob zum Broterwerb ausübten. Durchgreifender Erfolg war nun einmal schwer planbar.

Doch Jette Herbusch passte in kein vorbestimmtes Muster. Sie definierte finanzielle Sicherheit anders als die meisten ihrer Mitmenschen. Seine Person eingeschlossen. Dass er als freiberuflicher Kunsthistoriker freiwillig in eine Rentenversicherung einzahlte, hatte sie oft belächelt. Jettes Entscheidung, wieder in ihren Beruf zurückzukehren und den Altar einer Dorfkirche auf Rügen zu restaurieren, hatte Richard daher erstaunt.

Seine Enttäuschung wog jedoch schwerer.

Seitdem er Jette vor gut vier Monaten wiederbegegnet war, hatte es nur wenige Tage gegeben, an denen sie sich nicht gesehen hatten. Aus anfänglichen Wochenenden waren schnell Besuche unter der Woche geworden. Meist kam Jette zu ihm nach Dortmund, weil es sich so am unkompliziertesten in die Betreuung seines dreijährigen Sohnes einbinden ließ. Henriks Mutter lebte ein paar Häusercken weiter, und sie und Richard teilten sich die elterliche Fürsorge. Irgendwann war Jette nur noch in ihre eigene Wohnung gefahren, um den Briefkasten zu leeren oder die Grünpflanzen zu bewässern. Und zum ersten Mal in seinen sechsundvierzig Lebensjahren fühlte sich Richard wirklich zu Hause. Umso heftiger hatte ihn Jettes Entschluss getroffen, für sieben Monate nach Rügen zu gehen.

Richard konnte nicht sagen, ob sie den Auftrag im Falle eines Vetos seinerseits abgelehnt hätte. Er hatte diese Möglichkeit ungenutzt gelassen. Nicht weil er dachte, dass es ihm in dieser Phase ihrer Beziehung nicht zustand, sondern weil er gehofft hatte, sie würde ihn ungefragt in ihre Pläne einbeziehen. Doch das war nicht geschehen. Vor drei Wochen hatte Jette

dann ihren betagten Kombi beladen und war Richtung Rügen aufgebrochen. Da sie beide schon schwierigere Zeiten durchgestanden hatten, war Richard optimistisch, dass sie auch das hinbekommen würden. Dennoch beschäftigte ihn seither der Gedanke, welche Rolle er in Jettes Leben einnahm.

»Wohin genau hat es Frau Herbusch denn auf Rügen verschlagen?« Mulsow war an den Tisch getreten und stellte einen üppig belegten Teller ab.

Richard richtete sich auf. »Hollvitz.«

»Hollvitz? Nie gehört.«

»Das liegt im Norden, in der Nähe von Sassnitz. Mit dem Auto fünfzehn Minuten ins Landesinnere.«

»Ah, auf Jasmund.« Mulsow spießte mit der Plastikgabel ein Stück Backfisch auf. »Für mich die schönste Ecke von Rügen. Kreidefelsen, Bäderarchitektur, Buchenwälder ...«

Ruhe reicht völlig, dachte Richard. Aber da selbst einem gebürtigen Stralsunder wie Bert Mulsow der Name fremd war, schienen seine Befürchtungen womöglich unbegründet.

»Und wo ist Frau Herbusch untergekommen?«, wollte Mulsow wissen.

»Im ehemaligen Küsterhaus.« Richard leerte seinen Kaffeebecher und wischte sich mit der Serviette den dunklen Bart. »Es wird vom Hollvitzer Kirchenverein unterhalten, der auch die Spendengelder für die Restaurierungsarbeiten in der Kirche eingeworben hat. Bisher wurde aber erst eine Gebäudehälfte saniert. Jettes Äußerungen nach zu urteilen, ist das Haus noch eine halbe Baustelle.«

»Da bin ich froh, dass die Beschwerden diesmal nicht an mich gehen, Professor Gruben«, sagte Mulsow und grinste.

Richard musste lachen. »Habe ich mich jemals beklagt?«

Bert Mulsow lebte auf Fischland-Darß-Zingst und war auf der Halbinsel bis vor Kurzem als Kontaktbeamter der Polizei im Dienst gewesen. Während Richards Aufenthalt an der Ostsee hatte Mulsow ihm häufiger mit einer Unterkunft aus der Patsche helfen müssen. Und auch andere, bedeutend

brenzligere Situationen wären ohne den Polizisten weniger glimpflich geendet. Vor gut vier Monaten war Mulsow in das Kriminalkommissariat Stralsund gewechselt, und da es einige Zeit her war, dass sie sich gesehen hatten, hatte Richard in der Hansestadt einen Zwischenstopp eingelegt, um sich mit dem Freund zu treffen.

Mulsow beäugte ihn nun prüfend. »Hast du dir das gut überlegt? Zwei Wochen auf einer Baustelle?«

»Die ruht. Die Sanierung der Kirche hat Priorität. Allen voran Jettes Altar.« Richard zerknüllte die Serviette. »Wenn es deine Zeit zulässt, Bert, komm die Tage vorbei. Ich würde mich freuen«, sagte er und fügte mit einem bedeutsamen Lächeln hinzu: »Wir beide.«

Richards Handy klingelte. Er angelte es aus seiner Jeans und schaute aufs Display. Jette. Mit einer Geste entschuldigte er sich bei Mulsow und entfernte sich einige Schritte. Den Blick auf die geschwungene weiße Metallfassade des Ozeaneums gerichtet, nahm Richard den Anruf entgegen.

»Wo bist du?«, begann Jette ohne Begrüßung. Sie hörte sich leicht gehetzt an.

»In Stralsund. Mit Bert.«

»Was denkst du, wie lange ihr noch braucht? Eine Stunde? Zwei?«

»Jette, ich bin gerade erst angekommen.« Mit der freien Hand fuhr er sich durch die schwarzen, grau durchgezogenen Haare. »Was ist überhaupt los?«

»Du musst noch jemanden vom Bahnhof abholen.«

»Und wen?«

»Susanne Ortlepp.«

Richard erinnerte sich dunkel, den Namen in einem ihrer Telefonate gehört zu haben, konnte aber keinen Zusammenhang herstellen.

»Das ist wer noch mal?«

»Die Mitarbeiterin von der Landesdenkmalpflege in Schwerin. Frau Ortlepp überwacht alle Baumaßnahmen in der Kirche.

Mit ihr musste ich die Restaurierung des Altars abstimmen. Das hab ich dir doch alles erzählt.«

Am anderen Ende war leichte Verwunderung zu vernehmen.

»Hast du. Ich stand bloß auf dem Schlauch«, sagte Richard und beeilte sich zu fragen: »Wann und wo trifft ihr Zug denn ein?«

»Zehn vor acht in Sassnitz.«

»Und wie spät ist es jetzt?«

»Fast Fünf.«

Rasch überschlug er die Zeit. »Krieg ich hin.«

»Ich dank dir!« Jette schien hörbar erleichtert. »Frau Ortlepp hätte auch wie immer ein Taxi genommen, aber da du eh auf dem Weg bist, habe ich ihr angeboten, sie könnte bei dir mitfahren. Das macht dir doch nichts aus?«

»Nein«, sagte Richard wahrheitsgemäß. Allerdings hatte er sich seinen ersten Abend in Hollvitz anders vorgestellt, als mit einer Denkmalpflegerin über kirchliches Kulturgut zu philosophieren. Dazu drängte sich ihm in Anbetracht der späten Ankunftszeit noch eine andere Frage auf.

»Was gibt es denn so Dringendes?«

»Das wüsste ich auch gern«, erwiderte Jette. »Frau Ortlepp hat am Telefon nur gesagt, dass sie unbedingt meine Meinung als Außenstehende hören will.«

»Klingt nach Schwierigkeiten mit dem Kirchenverein. Vielleicht reicht die Höhe der Spendengelder nicht aus.«

»Möglich. Bisher ist mir aber nichts zu Ohren gekommen. Zumal ich gestern noch mit dem Vereinsvorsitzenden gesprochen habe.«

»Neue Änderungswünsche, die sie durchboxen will?«, mutmaßte Richard.

»Kann ich mir nicht vorstellen. Frau Ortlepp war erst vor zwei Tagen zur Besprechung in Hollvitz. Wir beide hatten alles miteinander abgestimmt.«

Richard wandte sich zum Strelasund um, vom Wasser blies eine schwache Brise herüber. »Es scheint jedenfalls keinen Auf-

schub zu dulden, wenn die Landesdenkmalpflege zu dieser Uhrzeit noch Termine wahrnimmt.«

»Frau Ortlepp und ich sind für morgen verabredet.«

»Morgen? Also verbringt sie den Abend nicht mit uns?«

»Nein«, sagte sie gedehnt. »Außer du lädst sie ein.«

»Eher nicht.« Richard atmete innerlich auf. »Und wo soll ich sie dann absetzen? Hotel? Pension?«

»Soweit ich verstanden habe, hat sie ein Zimmer in Sassnitz gebucht. Wohin sie aber heute noch so dringend in Hollvitz will ...?« Jette machte eine Pause, als ginge sie in Gedanken die Optionen durch, gelangte aber anscheinend zu keinem Ergebnis.

»Ach, Frau Ortlepp wird schon wissen, wo sie rauswill«, sagte sie lax. »Also bis nachher. Und danke noch mal, dass du sie mitnimmst.«

»Kein Problem. Bis später.«

Sein Daumen schwebte über der Aus-Taste, da hörte er Jette rufen: »Richard! Warte!«

»Ja?«

»Es ist schön, dass du bald da bist.« Ihre Stimme klang jetzt deutlich gelöster. »Indianerehrenwort.«

»Keine weiteren neuen Nachrichten.«

Pastor Martin Lüttke legte das Handy auf der Fensterbank ab. Umgehend schob er die schweißnasse Hand in die Jackentasche. Der Griff ging ins Leere. Er räusperte sich, lockerte den Hemdkragen, räusperte sich ein weiteres Mal. Nun suchte er die andere Tasche ab, mit steigender Nervosität. Zwei Zitronenbonbons. Ein unbenutztes Taschentuch. Sonst nichts. Martin schüttelte ein Hustenanfall.

Sich auf eine Stuhllehne stützend, dachte er an das Szenario, das nun drohte. Das zischende Pfeifen, das sich bei jedem Ausatmen eine Oktave höherschraubte. Der zähe glasige Schleim, der auch den allerkleinsten Winkel in seinen Bronchien verstopfte. Und die schmerzende Enge hinter der Brust, die ihm die Luft minütlich mehr und mehr abschnürte.

Konzentriert lauschte Martin seinem rasselnden Atem. Vier, fünf Minuten, schätzte er. Maximal sieben. Mehr Zeit blieb ihm nicht, um nach dem Notfallspray zu suchen.

Während seine Augen durch die Hollvitzer Sakristei irrten, verspürte er den ersten Anflug von Panik. In dem drei mal vier Meter großen Raum befand sich bis auf den Stuhl kein einziges Möbelstück mehr. Dort, wo sonst der wuchtige Wandschrank stand, in dem Martin neben Talar und Beffchen stets einen zweiten Inhalator verwahrte, stapelten sich jetzt zwei Dutzend Lehmputzsäcke. Es war nicht so, dass er keine Kenntnis von der Räumung gehabt hätte. Gerd Fechner hatte ihm die Aktion bereits vor Tagen angekündigt. Die Wände der Sakristei mussten neu verputzt werden, und Fechners Firma war mit den derzeitigen Baumaßnahmen in der Hollvitzer Kirche beauftragt. Wie dringend die Ausführung der Arbeiten war, wusste Martin bekanntlich besser als jeder andere. Also hatte Fechner gestern ein paar Freiwillige aus dem Kirchenverein zusammen-

getrommelt und die Möbel im Küsterhaus untergestellt. Einschließlich des Schrankes samt zweitem Inhalator. Nur nützte Martin dieses Wissen gerade wenig. Sein Transporter parkte bei der alten Frau Klawitter, und bis zum Küsterhaus waren es gut dreihundert Meter. Zu Fuß bräuchte er in seinem Zustand mindestens zehn Minuten.

Die hatte er nicht mehr.

Martin sackte keuchend auf den Stuhl. Unter größter Anstrengung machte er den Rücken rund, stellte die Beine weit auseinander und legte die Unterarme auf die Knie. Kutschersitz. So hatte seine Ärztin die atemerleichternde Stellung genannt, als er vor zehn Jahren wegen ständiger Luftnot bei ihr vorstellig geworden war. Das war kurz nach seinem Amtsantritt auf Rügen gewesen, und die Angst vor einem Herzinfarkt hatte ihn in ihre Praxis getrieben. Mit Ende vierzig immerhin im Bereich des Möglichen. Die Diagnose fiel nach Abschluss diverser Untersuchungen und einem tiefgründigen Gespräch zwar anders, aber nicht weniger bedrohlich aus. Asthma. Allergisch bedingt und sich unter psychischer Belastung verstärkend. »Sie müssen Stress abbauen, Herr Pastor. Sonst erstickt er Sie irgendwann«, hatte seine Ärztin ihn mit gewichtiger Miene gewarnt. Ein Ratschlag, der – wenn auch medizinisch begründet – in seinem Amt schwer zu befolgen war.

Die Mitgliederzahlen der evangelischen Nordkirche schrumpften kontinuierlich. Mit ihnen die Steuereinnahmen. Immer weniger Geld stand für eine fortwährende kirchliche Versorgung zur Verfügung. In den letzten zwanzig Jahren wurde beinahe jede dritte Pfarrstelle gestrichen, der Einzugsbereich der Kirchengemeinden wuchs stetig. Über fünfzig Ortschaften zählten inzwischen zu Martins Gemeinde. Sieben Kirchen, drei Gemeindehäuser, zwölf Friedhöfe. Ohne die ehrenamtlichen Helfer könnte er die Arbeit, die neben seiner seelsorgerischen Tätigkeit tagtäglich anfiel, nicht mehr bewältigen. Buchhalter, Bauexperte, Hausmeister, Sozialarbei-

ter, Friedhofsgärtner – als Pastor war man das sprichwörtliche Mädchen für alles.

Doch nach und nach hatte Martin seine gesundheitlichen Probleme in den Griff bekommen. Er trieb Sport, entdeckte seine Leidenschaft fürs Laufen. Ernährte sich fleischlos und trank keinen Tropfen Alkohol mehr. Auf Anraten seiner Ärztin buchte er einen maßlos übersteuerten, aber letztlich für ihn richtigen Kurs für kirchliche Führungskräfte. Er lernte, sich und andere besser zu organisieren, Wichtiges von weniger Wichtigem zu trennen, und die Asthmaanfälle traten nur noch sporadisch auf.

Auch die Propstei profitierte davon. Trotz demografischen Wandels war die Mitgliederzahl in Martins Gemeinde seit Jahren stabil, bei der Gruppe der unter Vierzigjährigen gab es sogar einen kleinen Zuwachs zu verzeichnen. Sein reges Engagement in der Kinder- und Familienarbeit zahlte sich allmählich aus. Besonders stolz war Martin auf die Kantorenstelle, die er durch eine gezielte Umverteilung seines Haushalts und das Akquirieren von Fördergeldern geschaffen hatte. Statt Musik vom Tablet, wie in vielen Dorfkirchen traurige Praxis, erklangen in seinen Gottesdiensten wieder die Orgeln. Wenn Pastor Martin Lüdtke in einigen Jahren in den Ruhestand ging, würde seine Nachfolge eine intakte und mit Leben erfüllte Gemeinde vorfinden.

Erneut übermannte Martin ein Hustenanfall. Falls er das Ende seiner Amtszeit noch erleben wollte, sollte er besser den Notruf wählen. Schleunigst. Das Pfeifen war mittlerweile deutlich hörbar und die Luft so dünn, als würde er durch einen Strohhalm atmen. Fahrig tastete Martin nach dem Telefon auf der Fensterbank, stoppte aber gleich darauf in der Bewegung. Die Mauernische neben der Tür war in sein Blickfeld gerückt. Das blaue Stück Plastik, das darin lag. Für den Bruchteil einer Sekunde startete er es irritiert an, bis sein Verstand es mit dem Notfallspray in Einklang brachte.

Martin sprang vom Stuhl. Laut keuchend hastete er durch die Sakristei. Fast wäre der Inhalator seinen schwitzenden Fingern

entglitten. Nach einem kurzen, hektischen Schütteln riss er die Kappe ab, umschloss das Mundstück mit den Lippen und nahm den erlösenden Hub.

Wenig später hatte seine Lungenfunktion den Normalzustand erreicht. Und auch Martins Erinnerung setzte wieder ein. Er selbst hatte Fechner darum gebeten, das Spray aus dem Schrank zu nehmen und in die Nische zu legen. Eine reine Vorsichtsmaßnahme. Sein letzter Asthmaanfall lag schließlich Monate zurück. Dass Susanne Ortlepp keine fünf Sätze brauchte, um den Feind in seiner Brust zum Leben zu erwecken, hatte Martin zu diesem Zeitpunkt nicht wissen können.

Schon als er im Display gesehen hatte, dass sie eine Nachricht auf seiner Mailbox hinterlassen hatte, war in ihm eine böse Vorahnung aufgestiegen. Schließlich hatte sie ihm klar zu verstehen gegeben, dass sie sich der Angelegenheit schnellstens annehmen würde. Martin musste also von ihr hören. Doch schockierte ihn das Tempo, das sie dabei vorlegte. Gerade einmal achtundvierzig Stunden war es her, dass Susanne Ortlepp hier gestanden und ihm die düstere Zukunft prophezeit hatte. Dass es keine Schwarzmalerei war, daran zweifelte Martin nicht. Er kannte zu viele, denen das gleiche Schicksal widerfahren war. Zu viele, die durch doktrinaire Menschen wie Susanne Ortlepp ruiniert worden waren. Nichtsdestotrotz war er überzeugt, eine Lösung zu finden, um das Unheil abzuwenden, wenn er nur gründlich genug überlegte.

Martin tupfte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Die Denkmalpflegerin hatte sich für morgen Nachmittag angekündigt. Bis dahin würde er kaum mit einem auch nur halbwegs ausgereiften Plan aufwarten können. Also, was konnte er tun? Welche Möglichkeiten hatte er? Das Einzige, worauf er sich verstand, waren Worte. Worte, die die Menschen in ihrem Innersten erreichten, sie zum Nachdenken brachten. Bisweilen auch zum Handeln zwingen. Eine Idee begann sich in seinem Kopf zu formen. Abstrakt, konturlos. Aber klar genug, um zu erkennen, was er zu tun hatte.

Als Pastor Martin Lüdtkke die Kirche mit dem Inhalator in der Tasche wieder verließ, fühlte er sich beinahe beschwingt. Er hatte genügend Luft. Und ausreichend Worte, um Susanne Ortlepp zum Schweigen zu bringen.

Die Abendsonne stand tief über dem Sassnitzer Bahnhofsvorplatz. Ihr warmes, intensives Licht ließ die Ziegelfassade des Empfangsgebäudes in einem satten Rot erstrahlen. Richard Gruben steuerte den Volvo in eine freie Lücke auf der ausgewiesenen Parkfläche und stieg aus. Die Uhr über dem Eingangsportal zeigte zwanzig Minuten vor acht. Noch ausreichend Zeit, um sich ein Bild von seinem unerwarteten Fahrgast zu machen.

Kurz vor Sassnitz war Richard eingefallen, dass er gar nicht wusste, wie diese Susanne Ortlepp überhaupt aussah. Er hatte versäumt, Jette danach zu fragen. Aber vermutlich würde ein Blick auf die Website der Landesdenkmalpflege ohnehin hilfreicher sein als eine nebulöse Beschreibung am Telefon. Er öffnete die Suchmaschine seines Smartphones und tippte das Amt zusammen mit dem Namen Susanne Ortlepp ein. Eine Unzahl von Treffern erschien im Bildschirm. Richard war verblüfft. Jedoch weniger über die Menge. Die Zuständigkeit des Landesamts für Kultur und Denkmalpflege umfasste alle Bau- und Kunstdenkmale in Mecklenburg-Vorpommern, die Mitarbeiter standen somit häufig in der medialen Öffentlichkeit. Vielmehr war es der Inhalt der Einträge, den er nicht erwartet hatte: Susanne Ortlepp trat im September bei der hiesigen Landtagswahl an.

Richard betrachtete eine Zeit lang einige Fotos, die eine kleine, fast zierliche Frau Anfang fünfzig mit blonder Föhnfrisur zeigten. Anschließend ging er auf Susanne Ortlepps Homepage. Ihren Beiträgen konnte er entnehmen, dass sie sich neben sozialen und kulturellen Projekten auch für den Naturschutz engagierte. Im Falle eines Einzugs in den Schweriner Landtag wollte sie sich für das Biosphärenreservat Flusslandschaft Elbe an der ehemaligen innerdeutschen Grenze starkmachen.

Offenbar gab es dort seit Jahren Bestrebungen zum Bau eines Aussichtsturms, die sie befürwortete. Darüber hinaus hatte sie eine Stiftung zur Erforschung einer Autoimmunerkrankung gegründet.

Richard schloss die Seite. Er war gerade im Begriff, den Internetauftritt der Landesdenkmalpflege aufzurufen, als eine schnarrende Lautsprecherstimme die bevorstehende Zugankunft verkündete. Eilig zog er sein Jackett vom Kleiderbügel hinter der Kopfstütze und machte sich auf den Weg zum Gleis.

Auf dem Bahnsteig herrschte wenig Betrieb. Richard positionierte sich nahe dem Ausgang und beobachtete das Einrollen des Zuges. Bald darauf strömten etwa zwei Dutzend Passagiere aus den Waggonen. In einiger Entfernung erkannte er Susanne Ortlepp. Sie trug eine helle, eng geschnittene Hose, das Türkis ihrer Seidenbluse und Slipper war farblich aufeinander abgestimmt. Um ihren Hals lag eine Kette mit großen, auffälligen Holzperlen. Hand- und Reisetasche waren aus Naturleder und unterstrichen ihre elegante Erscheinung. Als sie ihn auf sich zukommen sah, neigte sie den Kopf. Halb fragend, halb wissend.

»Richard Gruben, nehme ich an?«

Auf sein Nicken hin nannte sie ebenfalls ihren Namen und schenkte ihm ein einnehmendes Lächeln. Ihr Make-up war trotz mehrstündiger Zugfahrt makellos. Nach wiederholtem Versichern seinerseits, dass ihm der Abstecher zum Bahnhof keine Umstände bereitet habe, bot er an, ihr Gepäck zuallererst ins Hotel zu bringen. Susanne Ortlepp lehnte ab. Die Rezeption sei rund um die Uhr besetzt, und zudem sei es auch so schon reichlich spät. Sie würde am liebsten auf direktem Weg nach Hollvitz fahren.

Ein Wunsch, dem Richard allzu gern nachkam.

Während sie den Bahnsteig durch das Empfangsgebäude verließen, erkundigte er sich nach ihrer Zugfahrt.

»Ich hätte meinen Anschlusszug in Rostock um ein Haar verpasst. Das dritte Mal in diesem Monat. Und der hat erst begonnen.« Susanne Ortlepp seufzte. »Spaß macht das nicht

mehr. Dabei nehme ich gern die Bahn, wenn es sich auf meinen Dienstfahrten einrichten lässt. Man kann die geschenkte Zeit hervorragend zum Arbeiten nutzen.«

»Leider führe ich dieses Argument für mich viel zu selten an«, gestand Richard.

»Darf ich fragen, was Sie beruflich machen?«

»Ich bin Kunsthistoriker.«

»Ernsthaft? Ein Kollege!« Mit Interesse sah sie zu ihm auf.

»Welches Fachgebiet?«

»Zeitgenössische britische Malerei.«

»Oh ...«, machte sie, beinahe enttäuscht. »Das ist nun doch zu speziell, um von Kollegen zu sprechen.«

»Sehen Sie das so?«

»Sie sind anderer Ansicht?«

»Ich finde, so grundsätzliche Unterschiede gibt es in unser beider Arbeit nicht.«

»Inwiefern?«

»Im Großen und Ganzen geht es doch darum, Kulturgut zu erkennen, richtig einzuschätzen und es für die Nachwelt zu erhalten.« Richard betätigte die Fernbedienung. »Ob es nun das Bild eines jungen, aufstrebenden Malers ist oder der Altar einer Dorfkirche.«

Susanne Ortlepp blieb am Wagen stehen und nickte mehrmals mit leicht abwesendem Blick. Dann zog sie die Beifahrertür auf und schaute ihn über das Autodach hinweg erwartungsvoll an. »Wie sieht es aus, Herr Gruben? Hätten Sie morgen Nachmittag Zeit, meinem Termin mit Frau Herbusch beizuwohnen?«

»Zeit habe ich die nächsten Tage zur Genüge. Allerdings mangelt es mir bei Restaurierungsfragen dann doch an denkmalpflegerischem Fachwissen.«

»Machen Sie sich deswegen keine Gedanken«, wehrte sie seinen Einwand ab. »Es geht um etwas von größerer Bedeutung als einen Kirchenaltar aus dem 17. Jahrhundert. Ich würde sehr gern auch Ihre Meinung dazu hören.«

»Meine Meinung wozu genau?«

Das Klingeln ihres Handys brachte die Denkmalpflegerin um eine Antwort. Sie entschuldigte sich, stellte ihre Handtasche auf den Beifahrersitz und suchte darin hektisch nach dem Telefon. Richard verstaute derweil die Reisetasche im Kofferraum. Als er aufblickte, war Susanne Ortlepp fündig geworden. In ihrem Gesicht erkannte er ein kurzes Abwägen, bevor sie den Anruf entgegennahm.

»Ja? ... Es ist entschieden ... Jetzt nicht!«

Grußlos drückte sie den Anruf weg. Das Ganze hatte keine fünfzehn Sekunden gedauert.

Sie setzten sich ins Auto, und Richard startete den Motor.

»Meinetwegen hätten Sie nicht auflegen müssen.«

»Ich hätte gar nicht erst rangehen sollen.«

Ihr Tonfall ließ erkennen, dass sie verstimmt war. Der Anruf hatte anscheinend Ärger in Erinnerung gerufen. Doch dann schwenkte sie das Telefon und sagte mit beinahe heiterer Stimme: »Ich bin immer noch unentschieden, ob diese Dinger Fluch oder Segen sind.«

»Es ist wohl wie bei fast allem eine Frage der Perspektive«, meinte Richard und lenkte den Wagen vom Parkplatz. »Heute jedenfalls haben die Annehmlichkeiten des digitalen Zeitalters unser Zusammenfinden um einiges vereinfacht.«

Sie schien einen Moment zu brauchen, bis sie seine Worte verinnerlicht hatte. Dann lächelte sie matt. »Das glaube ich Ihnen aufs Wort. Seit meiner Kandidatur dürfte es schwieriger sein, Informationen zu meiner Person *nicht* im Netz zu finden. Ob wahr oder falsch, sei dahingestellt.«

»Haben Sie Ihre Entscheidung deshalb schon einmal bereut?«

»Nein.« Ihre Antwort kam ohne jedes Zögern. »Wer Wahlen gewinnen will, muss aushalten können. Druck innerhalb und außerhalb der Partei, Wahlkampfstress oder eben Fake News. Außerdem habe ich es mir selbst ausgesucht.«

Der Volvo passierte rechter Hand ein großes, repräsentatives

Gebäude aus den Fünfzigern, das aber offenkundig dem Verfall preisgegeben war. Dem verblassten Schriftzug am Giebel nach hatte sich früher ein Kino darin befunden. Am Ende der Bahnhofstraße angelangt, fuhr Richard in den Kreisverkehr ein und verließ ihn an der Ausfahrt in Richtung Königsstuhl.

»Einen Wahlkampf aus dem Beruf heraus zu führen, ist sicher eine zusätzliche Herausforderung«, nahm Richard den Gesprächsfaden wieder auf.

Susanne Ortlepp nickte. »Im Grunde ist es ein Vierundzwanzig-Stunden-Arbeitstag. Ohne einen fest strukturierten Zeitplan wäre ich verloren. Und die heiße Wahlkampfphase steht mir erst bevor. Ich selbst werde mich ...« Sie stockte und verbesserte: »Ich beabsichtige, mich für die letzten Wochen beurlauben zu lassen, trotzdem bleibt es ein Fulltime-Job.«

Es klang, als wäre die Möglichkeit einer Freistellung ungewiss. Wobei Richard nicht glaubte, dass das Gespräch mit ihrem Arbeitgeber noch ausstand. Susanne Ortlepp wirkte auf ihn viel zu aufgeräumt und durchgeplant, als dass sie diesen Punkt nicht längst abgeklärt hätte. Er beließ es aber dabei und sagte: »Freiräume für die Familie zu schaffen, ist da wahrscheinlich ein wahrer Balanceakt.«

»Mehr als das. Unsere beiden Söhne gehen zum Glück längst ihre eigenen Wege, aber mein Mann arbeitet als Klinikarzt im Schichtdienst. Wenn's hochkommt, reden wir drei-, viermal in der Woche auf unserer Einfahrt aus dem Auto heraus.« Sie hob die Hände. »Aber wir wussten, was auf uns zukommt, und haben diesen Schritt gemeinsam entschieden.«

Mittlerweile hatten sie Sassnitz hinter sich gelassen, und die Straße schlängelte sich nun durch dichtes Waldgebiet. Richard schaltete einen Gang höher. »Und wann ist der Wunsch zu einer Kandidatur in Ihnen gereift?«

»Dieses *Wann* hat es bei mir genau genommen nie gegeben«, sagte sie. »Ich komme aus einer Politikerfamilie. Meine Schwester ist Landrätin, und mein Vater saß für dieselbe Partei schon in den Neunzigern im Schweriner Parlament.«

»Ein Hintergrund, der Ihnen die Bewerbung auf so ein Amt erleichtert?«

Als sie nicht antwortete, musterte er sie kurz aus dem Augenwinkel. Susanne Ortlepp starrte aus dem Seitenfenster, als müsste sie erst darüber nachdenken. Über eine Frage, die ihr sicherlich nicht zum ersten Mal jemand gestellt hatte.

»Wissen Sie, Herr Gruben«, sagte sie schließlich und wartete, bis er den Blick von der Fahrbahn nahm. In ihrem Gesicht erschien ein Lächeln, doch es schien seltsam bemüht. »Es ist wie mit dem Smartphone: alles eine Frage der Perspektive.«

Die restlichen Minuten der knapp viertelstündigen Fahrt schwiegen sie. Hinter einer Kurve lichtete sich der Wald. Das Navigationsgerät befahl, in die nächste Abzweigung einzubiegen, wo eine schmale asphaltierte Straße ins Inselinnere nach Hollvitz führte. Nach etwa zwei Kilometern tauchte aus der immer tiefer werdenden Dämmerung eine Bushaltestelle auf.

Susanne Ortlepp beugte sich vor. »Dort können Sie mich rauslassen.«

»Hier?«, wunderte sich Richard laut, der außer dem verwaisten gläsernen Unterstand keine Zeichen von Zivilisation ausmachen konnte. Rapsfelder und wild wucherndes Buschwerk erstreckten sich zu beiden Seiten der Straße. Und laut seinem Navi war es bis Hollvitz noch gut einen Kilometer.

»Ja, bitte«, bekräftigte sie. »Das geht in Ordnung.«

Er bremste ab und hielt auf Höhe der Haltestelle. Durch die Frontscheibe erblickte er nun wenige Meter dahinter einen asphaltierten Weg, der um hohes Buschwerk herumführte. Ein rotes, verblichenes Schild, das fast von Grün eingewachsen war, warb für eine Handwerksfirma: »Baubetrieb Fechner«.

»Vielen Dank fürs Mitnehmen, Herr Gruben.«

Sie standen sich am Heck des Autos gegenüber. Der süße Rapsblütengeruch hing schwer in der noch sonnengewärmten Luft.

»Keine Ursache.« Richard hob die Reisetasche aus dem Kof-

ferrum und nickte in den Weg. »Sie sind sicher, dass Sie den Rest laufen wollen?«

»Es sind nur ein paar Schritte«, beteuerte sie und setzte nach einer Pause hinzu: »Die brauche ich noch.«

Er zögerte. Sollte er ihr seine Fahrdienste weiter aufdrängen? Richard fühlte sich unwohl dabei, sie in der hereinbrechenden Dunkelheit zwischen Feld und Flur abzusetzen. Zumal weder er noch Jette wussten, wohin sie zu dieser fortgeschrittenen Zeit eigentlich wollte. Er kam aber nicht dazu, dem befremdlichen Gedanken nachzuhängen, denn Susanne Ortlepp reichte ihm nun schwungvoll die Hand.

»Wir sehen uns morgen Nachmittag in der Kirche?«

»Um meine Meinung worüber zu hören?«, erinnerte Richard an die noch ausstehende Antwort.

»Dafür müsste ich jetzt zu weit ausholen, und Frau Herbusch wartet längst auf Sie. So viel kann ich Ihnen aber verraten, Herr Gruben: Der Name Hollvitz wird schon sehr bald durch die internationale Presse geistern.«

Er hob die Augenbrauen. »Sie machen es spannend.«

»Es ist spannend.« Mit einem vieldeutigen Lächeln schaltete Susanne Ortlepp ihr Gepäck und wandte sich zum Gehen. »Noch einen schönen Abend. Und grüßen Sie Frau Herbusch von mir.«

Sekunden darauf verlor sich ihre zierliche Gestalt in der Abenddämmerung. Ein eigentümliches Gefühl stieg in ihm hoch, und es legte sich erst, als Richard vor dem Küsterhaus parkte.

Hercule Poirot wedelte mit dem Finger und blickte die Anwesenden im Kaminzimmer der Reihe nach an, ehe er seinen Gehstock unversehens auf eine dürre alternde Jungfer im schwarzen Spitzenkleid richtete. Ruth Klawitter war sich sicher, dass der belgische Detektiv in diesem Augenblick die Mörderin verkündete. Sie hatte schon Dutzende Folgen der britischen Fernsehserie gesehen und konnte die Szene auch ohne Ton mühelos deuten. Weshalb der Fernseher noch lief, wusste sie selbst nicht so genau. Ruth hatte die Lautstärke bereits vor Stunden heruntergedreht und kaum mehr richtig hingesehen. Das Läuten an der Tür hatte sie zu sehr aufgewühlt. Der Schreck steckte ihr noch immer in den Knochen.

Um kurz nach acht war sie von ihrem allabendlichen Stallgang zurückgekommen, hatte sich einen Pfefferminztee aufgebrüht und sich ins Wohnzimmer vor den Fernseher gesetzt. Eine Doppelfolge Agatha Christies »Poirot«. Ihre Ladyschaft wurde gerade vom schwedischen Kindermädchen tot in der Badewanne aufgefunden, als Ruths Türglocke schrillte. Wie immer hatte sie beim Läuten eine leichte Unruhe erfasst. In den fast sechzig Jahren, die Ruth in diesem Haus lebte, klopfen ihre Nachbarn und Verwandten an die Hintertür. Sogar Pastor Lüdtke klingelte nie. Die Türglocke hieß also immer, dass Ruth den Besucher nicht oder nur wenig kannte. Und zu dieser späten Stunde entpuppte sich der Anlass meist als unerfreulich. Ruth öffnete niemals, ohne zuvor am Küchenfenster durch die Gardinen zu spähen. So auch heute. Dass sie beim Anblick von Susanne Ortlepp nicht auf der Stelle einen Schlag erlitten hatte, grenzte nahezu an ein Wunder.

Natürlich hatte Ruth die Frau nicht ins Haus gelassen. Selbst wenn sie es gewollt hätte, wäre sie nicht imstande gewesen, die Tür zu öffnen. Aber die Dreistigkeit, mit der diese Person ein

zweites Mal bei ihr aufgekreuzt war, ärgerte und ängstigte Ruth zugleich. Was wollte Susanne Ortlepp noch von ihr? Hatte sie denn nichts begriffen? Es gab keine Wiedergutmachung für das, was geschehen war. Keine tröstenden Worte oder warmherzigen Umarmungen würden Ruth jemals den Schmerz nehmen. Und Vergebung konnte Susanne Ortlepp wohl kaum erwarten. Ruth hatte gedacht, sie hätte sich verständlich ausgedrückt. Und er ebenso.

*Oder doch nicht?*

Erst jetzt wurde sich Ruth der Unzulänglichkeit bewusst. In den vergangenen Stunden war sie zu geschockt gewesen, um es zu bemerken. Düstere Bilder hatten ihre Gedanken beherrscht. Aber nun, während sie länger darüber nachdachte, fiel ihr der Fehler auf, den sie vorhin übersehen hatte: Susanne Ortlepp hätte gar nicht hier sein dürfen. Er hatte ihr doch versichert, dass sie sie niemals wieder belästigen würde. *Ich kümmere mich darum. Versprochen.* Hatte er es versäumt? Ihre Sorge womöglich nicht ernst genug genommen? Er hatte doch mit eigenen Augen gesehen, wie sehr ihr das Auftauchen dieser Frau zugesetzt hatte. Ruth nahm sich vor, noch einmal mit ihm zu sprechen. Denn einen weiteren Besuch von Susanne Ortlepp würde sie nicht überleben.

Schwerfällig stemmte sie sich aus ihrem Ohrensessel. Poirot trank inzwischen Tee mit Mrs. Oliver. Der Fall war gelöst. Ruth schaltete den Fernseher ab und massierte ihre steifen, geschwollenen Fingerknöchel. Sie hätte schon längst wegen eines Folge Rezepts zu ihrem Hausarzt gemusst. Ohne ihre Pillen würde sie bald keinen einzigen Handgriff mehr machen können. Und jetzt, da sie im Stall die Entenküken hatte, konnte sie das wahrlich nicht gebrauchen. Nur befand sich die Arztpraxis in Sassnitz, Ruth müsste den Bus nehmen. Bei den dürftigen Verbindungen saß sie dann wieder den halben Tag in der Stadt fest. Das Gescheiteste wäre, sie klingelte erst einmal beim Doktor durch. Vielleicht würde er ihr ja einen Hausbesuch abstaten, wenn sie es mit dem Jammern ordentlich anstellte. Schließlich

konnte er von einer zweiundachtzigjährigen Arthritispatientin nicht verlangen, dass sie ständig mit dem Bus zur Sprechstunde fuhr.

Ruth löschte die Stehlampe, der helle Mondschein fiel ins Wohnzimmer. Durch das Halbdunkel schlurfte sie in ihren Pantoffeln zur Küche. Auf der Türschwelle hielt sie abrupt inne. Das Kissen auf der Eckbank war leer. Sie ging zum Tisch, schlug die Wachstuchdecke zurück, konnte Bobby aber auch auf keinem der Stühle entdecken. War ihr der Kater etwa unbemerkt entwischt? Seit ihre Entenküken geschlüpft waren, ließ sie Bobby nicht mehr aus dem Haus. Die Vorstellung, dass er womöglich am Stall herumstreunte, gefiel ihr nicht.

Mit sorgenvollem Blick stellte Ruth sich hinter das Fenster. Auch in der Nacht hatte man von hier die beste Sicht. Nirgendwo in der Siedlung brannte Licht. Weder in Florians Jurte noch bei ihren direkten Nachbarn gegenüber. Und in der alten Direktorenvilla versperrten die Rollläden die Fenster. Einzig auf Fechners Bauhof war die Nachtbeleuchtung eingeschaltet. Ruth beugte sich vor und spähte zu ihrem Entenstall, der auf der Anhöhe beim Wäldchen stand. Die Wärmelampen warfen wie üblich ihr rotes Licht in die Dunkelheit. Der Bewegungsmelder über der Eingangstür schien. Ruths Blick verharrte. Zunächst wusste sie ihre Irritation nicht zu greifen, aber dann arbeiteten die grauen Zellen auf Hochtouren.

Das Licht der Außenlampe brannte – jemand war bei ihrem Stall.

Den Kater schloss Ruth sofort aus. Ihr Schwiegersohn hatte ihr einen Bewegungsmelder mit Kleintiererkennung installiert, alles unter einen Meter vierzig erfasste der Sensor nicht. Wahrscheinlicher war, dass sich dort oben wieder ein paar dieser Rowdys herumtrieben. Hinter dem Wäldchen befand sich die Ruine des Kreidewerks, und die war nachts ein beliebter Treffpunkt bei den Jugendlichen aus den umliegenden Dörfern. Der Weg dorthin führte die meisten an Ruths Stall vorbei.

Trotzdem. Der Lichtschein beunruhigte sie. Auf Rügen

wurde dieses Frühjahr bereits dreimal in Tiergehege eingebrochen. Die Ostsee-Zeitung hatte etwas von bandenmäßigem Diebstahl seltener Geflügelrassen geschrieben. Und dass Ruth Klawitter aus Hollvitz Pommernenten züchtete, die auf der Roten Liste gefährdeter Haustierrassen standen, war auf der Insel einschlägig bekannt.

Als das Licht auch nach fünf weiteren Minuten nicht erlosch, war Ruth überzeugt, dass da etwas nicht stimmte. Aber sie konnte die Polizei ja schlecht wegen einer brennenden Lampe alarmieren. Auch wenn es beinahe Mitternacht war. Man würde ihren Anruf vermutlich nur als die Spinnerei einer einsamen, gelangweilten Alten abtun und erst morgen Mittag eine Streife vorbeisicken. Am besten, sie vergewisserte sich gleich selbst, dass es ihren Tieren gut ging.

Eilends wandte sich Ruth vom Fenster ab und zog die Schublade im Buffetschrank auf. Mit der Taschenlampe in der Hand lief sie in den Flur, tauschte die Pantoffeln gegen ihre Holzclobs ein und trat nach draußen. Laue Nachtluft umfing sie. Vom Wäldchen drang gedämpftes Blätterrauschen herüber. Einen Moment lang rief sie leise nach Bobby. Vergebens. Der Kater ließ sich nicht blicken. Dann sah Ruth noch einmal zum Entenstall hinüber. Die Außenlampe war erloschen. Sie zögerte. Waren es doch bloß die Dorfjungs gewesen? Oder ein nachtaktiver Vogel auf Beutezug? Aber ihre Unruhe ließ sich nicht abschütteln.

Ruth machte den ersten Schritt, als ein gellender Schrei sie erstarren ließ.